

MICHAELA
SAALFELD

Als wir im
Regen tanzten

ROMAN



BASTEI
LÜBBE

Weitere Titel der Autorin:

Was wir zu hoffen wagten

In der Nacht weint meine Stadt (exklusiv als E-Book)

Über die Autorin:

Als Autorin und Historikerin hat sich Michaela Saalfeld ganz der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts verschrieben. Mit ihrem Roman über die Anfänge der ersten deutschen Demokratie hat sie sich einen lebenslangen Wunsch erfüllt. Sie lebt mit ihrer Familie in Berlin.

MICHAELA SAALFELD

Als wir im Regen tanzten

ROMAN

■■■■■
**BASTEI
LÜBBE**
TASCHENBUCH

BASTEI LÜBBE TASCHENBUCH

Band 17843



Dieser Titel ist auch als E-Book erschienen.

Originalausgabe

Dieses Werk wurde vermittelt durch die
AVA international GmbH Autoren- und Verlagsagentur, München
www.ava-international.de

Copyright © 2019 by Bastei Lübbe AG, Köln
Lektorat: Dr. Stefanie Heinen

Titelillustration: © shutterstock.com: anyaivanova | Malyugin |
Jan Martin Will | Helen Hotson; © Richard Jenkins photography
Umschlaggestaltung: Johannes Wiebel | punchdesign, München

Satz: hanseatenSatz-bremen, Bremen
Gesetzt aus der Adobe Garamond Pro
Druck und Verarbeitung: CPI books GmbH, Leck – Germany
ISBN 978-3-404-17843-8

2 4 5 3 1

Sie finden uns im Internet unter
www.luebbe.de
Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de

Ein verlagsneues Buch kostet in Deutschland und Österreich jeweils überall dasselbe.
Damit die kulturelle Vielfalt erhalten und für die Leser bezahlbar bleibt, gibt es die gesetzliche
Buchpreisbindung. Ob im Internet, in der Großbuchhandlung, beim lokalen Buchhändler, im Dorf
oder in der Großstadt – überall bekommen Sie Ihre verlagsneuen Bücher zum selben Preis.

*Für Lissy Ledig
mit ihrer Platzanweisertasche*

Für alle, die das Kino lieben

Vorspann

Berlin 1919

Du brauchst nur zu lieben, und alles ist Freude.

Kurt Tucholsky

März

Es regnete in Strömen.

Recha trat aus dem Lichtkegel der Laterne, der den Regen in silberne Blitze verwandelte, und blieb im Dunkeln stehen. Ihr Körper vibrierte. Es war kalt, doch das war nicht der einzige Grund. Erregung und Erwartung trugen das ihre bei.

Sie hatte in der *Grünen Minna* warten sollen, einer Mischung aus Mokka- und Cocktailbar, Überbleibsel eines Hotels, das sich mit Kriegsanleihen in den Bankrott manövriert hatte. Einige ihrer Freunde von der *WILWO* waren auch gekommen: Gunter Agnelli, der Beleuchtermeister, Lutz Petersen, ihr Filmpartner, und Sonja Vogt-Behringer, eine Kollegin, die in ihrem Alter war, auch wenn sie in den meisten Filmen ihre Mutter spielte. Sie alle hatten unter Wolfgang und für seine aus dem Boden gestampfte Produktionsgesellschaft gedreht, aber Wolfgang und seine *WILWO* gab es nicht mehr. Ob Richard Oswalds Produktionsgesellschaft ihren Platz einnehmen und ihnen allen Arbeit verschaffen würde, sollte sich an diesem Abend entscheiden.

Gemeinsam war das Warten halbwegs erträglich gewesen. Sie tranken erst Cocktails, dann Sekt, der für die Feier bestimmt und lauwarm geworden war, und zuletzt Tee, wahlweise mit Rum. Ein Mensch namens Lehnitz, den Recha flüchtig von der UFA kannte, gesellte sich mit einem herzerreißend schönen, braunlockigen Jungen zu ihnen und bat, mit ihnen auf die Entscheidung warten zu dürfen.

»Der Film ist das Medium der Zukunft.« Lehnitz hatte eine

schnarrende Stimme. »Und wenn der deutsche Film in dieser Zukunft mitmischen soll, dann braucht es Männer wie Willi zur Nieden, die ihm Impulse geben, Männer, die sich was trauen. Gernot hier habe ich ihm schon ans Herz gelegt. Der ist ein kommender Stern.«

Die vier WILWO-Leute, einschließlich Recha, hatten kaum aufgeblickt. Sie brauchten eine Produktionsfirma, Geld und Verträge. Keinen kommenden Stern, der vermutlich wie so viele aus irgendeinem Provinznest in die Hauptstadt geschwemmt worden war, weil bei ihm daheim die Leute hungerten und niemand für Film und Theater Geld hatte.

Geld hatte auch in der Hauptstadt niemand. Deutschland war ein besiehtes, in den Boden gestampftes Land, das zwei Millionen seiner Männer in einem sinnlosen Krieg verloren hatte und nicht wusste, wie es die Überlebenden über die nächsten vier Wochen bringen sollte. Und Berlin war eine Stadt, in der Schlachten tobten, eine Stadt, in der Deutsche gegen Deutsche kämpften und dabei über Leichen gingen, als wäre ihr Blutdurst noch immer nicht gestillt. Filme wurden hier trotzdem gemacht – vielleicht weil die Leute mit der Leere im Magen und der Verstörung im Kopf Ablenkung im großen Stil brauchten, vor Leben überquellende Bilder, die ihre Sinne betäubten.

Im Dezember hatte man die Leichen der erschossenen Spartakisten in endlosen Trauerzügen durch die Stadt getragen, während gleichzeitig im Union-Theater, hier am Kurfürstendamm, Ernst Lubitschs Film *Carmen* wild und rauschhaft Premiere feierte. Wen im eigenen Heim nur Hunger, Kälte und Tod erwarteten, der ging gern ins Kino, um sich aufzuwärmen, und wenn das Kino nicht beheizt war, wärmte die Pracht der Bilder auf der Leinwand.

Der Film, an den Recha und ihre Freunde all ihre Hoffnungen hängten, hatte jedoch weder Ablenkung noch Pracht und Rausch zu bieten. Wärme vielleicht und auch ein wenig Trost,

aber nur für die, die den Weg durch Schuld und Traurigkeit mitgingen. Er war kein Schmerzmittel, sondern ein Seziermesser, erzählte vom Krieg, von Tod und Verzweiflung in einer von Deutschen verwüsteten Stadt. Weshalb sollte ein Produzent sein Geld für einen solchen Film ausgeben, den in einem Land, das nach sinnloser Heiterkeit lechzte, kein Mensch würde sehen wollen? Mit den Stunden, die verstrichen, wurden die Hoffnungen der Freunde dünner.

»Oswald wird sich darauf nicht einlassen«, sagte Gunter, den Wolfgang früher seinen »Herrn der Schatten« genannt hatte. »Er braucht Kassenerfolge, sonst ist er schneller erledigt, als er ›papp‹ sagen kann. Eine Geschichte über ein getötetes Liebespaar in einer zerstörten Stadt wird kein Kassenerfolg, davon können wir ein Lied singen.«

Richard Oswald war der Mann, auf den sie all ihre Erwartung gerichtet hatten. Er hatte eine Produktionsgesellschaft gegründet, um neue, aufsehenerregende Filme zu machen, wie sie noch vor einem halben Jahr der Zensur zum Opfer gefallen wären. Filme, wie Wolfgang kurz vor dem Krieg einen gedreht hatte – einen katastrophalen Flop an den Kinokassen, der seiner Laufbahn ein Ende setzte. Warum sollte es jetzt anders sein? Auch wenn es keine Zensur mehr gab, mussten Filme noch immer Geld einspielen.

Lehnitz und sein Gernot waren irgendwann gegangen. Als Nächster verabschiedete sich Gunter. »Seid mir nicht böse, Kameraden der Westfront. Ich werde alt, meine Nerven machen das nicht mehr mit.«

»Du bist keine vierzig«, bemerkte Sonja.

»Hättest du da draußen diesen Scheißkrieg mitgemacht, wüsstest du, dass das keine Rolle spielt«, erwiderte Gunter und ging.

Kurz nach Mitternacht brach Sonja selbst gähmend auf, und allein Lutz hielt mit Recha die Stellung. Sie hatten miteinander

in Wolfgangs besten Filmen gespielt und waren in Zeitschriften wie dem *Filmkurier* und der *Bild und Film* als Deutschlands schönstes Leinwandpaar gefeiert worden. »Warum gehst du nicht nach Hause, Recha?«, fragte der einstige Frauenschwarm, der ebenfalls in den Gräben von Belgien und Nordfrankreich gekämpft hatte. »Willi erwartet bestimmt nicht, dass du die ganze Nacht lang hier sitzt. Wie es aussieht, wird ja wohl heute sowieso keine Entscheidung mehr fallen.«

»Ich warte noch bisschen«, hatte Recha gesagt.

»Vielleicht hat Oswald ihn abgewiesen, und er hat es nicht über sich gebracht hierherzukommen. Vielleicht zieht er irgendwo herum und muss die Enttäuschung erst einmal mit sich selbst ausmachen.«

»Das ist gut möglich. Ich warte trotzdem noch.«

Lutz ging, und Recha blieb allein. Noch vor einem Jahr hätte der Wirt sie vermutlich für eine Kunstseidene gehalten. Frauen saßen nachts nicht allein in Bars. Nicht einmal Schauspielerinnen. Aber seit die Kaiserlichen den Karren unwiderruflich in den Dreck gefahren hatten, taten Frauen so manches, was sie sich nie hätten träumen lassen.

Der Wirt machte sich darüber keine Gedanken. Er wollte nur schließen, weil sich für die einzelne Kundin über ihrer Teetasse das Offenhalten nicht lohnte. Recha nahm ihre Pelerine und ging zur Tür. »Dat regnet ja Bindfäden«, rief ihr der Mann hinterher. »Hat so 'n schönert Frollein nich' einen, der se abholen kommt?«

»Er wird schon noch kommen«, sagte Recha, obwohl sie sich dessen nicht so sicher war. Willi war jung. Vor dem Krieg war er wenig mehr als ein hübsches, verwöhntes Kind gewesen, das keine Niederlage hinnehmen konnte. Wenn er etwas wollte, stürzte er sich mit all seiner erstaunlichen Lebenskraft darauf und ließ nicht locker, bis die Beute sich ergab. Auf diese Weise hatte er sich in die eifersüchtig umkämpfte Filmwelt gedrängt. Und auf diese Weise hatte er sich Recha Süßapfels Liebe bemächtigt.

Was würde er mit dem, was er im Sturm genommen hatte, anfangen? Lockte ihn nur die Eroberung, und nach erfolgreichem Sieg hatte der Preis seinen Reiz verloren? Recha trat aus dem Lichtkegel der Laterne ins Dunkel und lauschte der Stille der Straße, die tagsüber mit solchem Getöse ihrem Treiben nachging, als müsste sie beweisen, dass sie noch immer durch eine Weltstadt führte. *Kurfürstendamm*. Ein Stück weiter vorn ging die Kantstraße ab, wo Richard Oswald kürzlich ein ausgedientes Theater gepachtet hatte, um es zum Lichtspielhaus umzugestalten. Das *Prinzeß*. Dort gab es auch Geschäftsräume, in denen er Leute zu Gesprächen empfing. Leute wie Willi, die ihm ihre Filmprojekte anbieten wollten und ihm vermutlich in Scharen die Tür einrannten.

Lass die Schwarzseherei, ermahnte sie sich. Regen lief über ihr Gesicht, und in ihre Knochen kroch Kälte, doch der Frühling würde nicht mehr lange auf sich warten lassen. Der Krieg war vorbei, die blutigen Straßenkämpfe, die aus der Stadt ein Schlachtfeld gemacht hatten, legten sich allmählich, und sie hatte überlebt. Trotz Hunger und Chaos wurden Filme gedreht, und sie gehörte zu den Glücklichen, die auch jetzt noch von Regisseuren hofiert wurden. »Vor deinem Gesicht hält die Kamera den Atem an«, hatte Wolfgang einmal gesagt.

Wolfgang war nicht mehr da, und ein wenig fühlte sich Recha ohne ihn noch immer wie einer der zerfetzten Reklamezettel, die der Wind durch die dunkle Straße trieb. Haltlos. Zielloos. Aber sie war nicht allein. Ihren Bruder hatte sie nicht verloren, auch wenn es unendlich schwierig werden würde, ihn wieder einem lebenswerten Leben zuzuführen, und sie hatte ihre Freunde nicht verloren, Gunter, Sonja und Lutz. Ein Stück von Wolfgang. Von der Welt, die ihr vertraut war.

Sie hatte auch Willi nicht verloren. Mitten im Krieg, im denkbar falschesten Moment, hatte sie sich verliebt.

Sie sah ihn von Weitem, war sicher, seine Gestalt im Licht der

Leuchtreklamen zu erkennen und seine Schritte auf dem nassen Asphalt trommeln zu hören. Er rannte. Der Krieg hatte einen Mann aus ihm gemacht, doch jetzt preschte er in Abendanzug und Havelock die Straße hinunter und war wieder der Junge, der seinem ersten Rendezvous entgegenflog. Über die dunkle Leere hinweg rief er im Triumph: »Wir haben es geschafft, Oswald hat unterschrieben – wir drehen einen Film!«

Einen Schritt vor ihr blieb er abrupt, aus vollem Lauf stehen, rang keuchend nach Atem, beugte sich vornüber und stützte die Hände auf die Knie. »Unseren Film.« Er blickte zu ihr auf. »*In der Nacht weint Wipers, meine Stadt*. Für Wolfgang, Recha. Ich liebe dich.«

Aus Rechas Gliedern wichen Kälte und Starre, aus ihrem Kopf die schwarzen Gedanken. Willi straffte den Rücken, und mit dem nächsten Atemzug lagen sie einander in den Armen. Wie Verdurstende küssten sie sich die Nässe vom Gesicht, bis ihre Münder sich fanden. Willi umfasste ihre Taille, hob ihre Hand in der seinen, und wie in einem Ballsaal begannen sie zu tanzen. Sie hatten vom ersten Tag an wundervoll miteinander getanzt, ihre jungen, biegsamen Glieder und Leiber waren wie füreinander gemacht.

»Bist du glücklich, Recha?«

»Ja.« Recha lachte auf. »Beim Himmel, ja.«

Ihr ganzer Körper lachte und steckte seinen an. Sie sah in seine Augen, in denen sich das Funkeln nasser Leuchtreklamen spiegelte. Sie hatte nicht gewusst, dass sie zu so viel Glück fähig war. Glück ohne Grenze, ohne Wenn und Aber. Glück, das *Ge-hinnom*, das Tal des Mordens, hinter sich ließ.

»Oh mein Gott, Recha. So will ich dich filmen. Mit dem triefenden Haar über deinem Gesicht, bei dem niemand weiß, ob es nass vom Regen oder von Tränen ist. Wenn du das Mädchen Godelieve spielst. In keinem Kino im Land wird auch nur ein Mensch sitzen, der nicht um dieses Mädchen weint.«

Tanzend zog Recha ihn weiter. Hielt sich mit ihrem Blick an seinem fest und tanzte durch Regen und Glück.

Sie waren jung, sie hatten überlebt. Es gab kein Geld, aber auch keine Zensur mehr, und sie würden es schaffen. Sie würden aus der zerstörten Welt eine bessere bauen.

»Ich habe dich mitverkaufen müssen«, sagte Willi. »Mein Konzept – im Grunde ja Wolfgangs Konzept – hat Oswald gefallen, aber genügt hat es ihm nicht. »Bringen Sie mir Recha Süßapfel für die Hauptrolle, und wir sind im Geschäft«, hat er gesagt.«

Recha vernahm die winzige Spur Gekränktheit in seiner Stimme, musste wieder lachen und küsste ihn. »Und ist das so furchtbar? Dass ich an deinem ersten Vertrag einen Anteil habe, wie auch Wolfgang daran einen hat?«

»Um Himmels willen, nein. Es ist überhaupt nicht furchtbar, es ist schön. Das Allerschönste.«

Sie stieß ihre Stirn gegen seine. »Du hattest also nicht vor, die Godelieve mit einer anderen zu besetzen?«

»Nie im Leben. Die Godelieve spielst du oder keine. Und den Scott Brown spielt Gernot Bieler.«

»Bitte wer?« Das hübsche Bürschlein fiel ihr ein, das neben Lehnitz gegessen hatte wie bestellt und nicht abgeholt. »Den Scott Brown spielt ja wohl Lutz.«

Willi schüttelte den Kopf. »Für Lutz finde ich was, das ist keine Frage, unsere Freunde lassen wir nicht fallen. Aber den Scott kann er nicht spielen. Seien wir ehrlich: Seit er aus dem Krieg gekommen ist, gibt er keinen glaubhaften Liebhaber mehr ab. Genau den brauche ich aber, damit unser Film dem Kinopublikum das Herz bricht.«

»Und das willst du mit einem engelslockigen Schuljungen erreichen, der aussieht, als habe man ihn gerade beim Schwänzen erwischt? Scott Brown ist ein gestandener Mann, der die Menschen in einer bombardierten Stadt verteidigt und dafür stirbt.«

»Die Locken kommen ab«, konstatierte Willi. »Lass mich nur

machen. Ich habe einen Blick dafür, und ich sage dir, der Schuljunge wird sich die Seele aus dem Leib spielen. Den erkennst du nicht wieder.«

Recha war unschlüssig, wusste nicht, was sie sagen sollte.

Stattdessen sprach er: »Ich hätte gern, dass du an mich glaubst, Recha. Ich weiß, dass ich aus diesem Film etwas machen kann, etwas, das von den verstaubten, verlogenen Ausstattungs-dramen der Kaiserzeit wegführt und einen ganz neuen Weg einschlägt. Aber ich kann es nur, wenn ich dich im Rücken habe. Wenn du es mir zutraust.«

»Ist gut«, sagte sie. »Ich glaube an dich. Ich traue dir zu, dass du aus diesem Film etwas machen kannst. Das, was wir alle wollen. Das, was wir nötig haben.«

Sie umarmten einander, fanden einander wieder und tanzten im strömenden Regen durch die Nacht. Ihre Bauchdecke spürte die seine durch Schichten von nassem Stoff. »Danke, meine Liebste«, flüsterte er an ihrem Ohr.

»Dank mir noch nicht«, flüsterte sie zurück. »Du weißt ja noch gar nicht, was ich dir zum ersten Filmvertrag schenke.«

»Schenk mir nichts. Werde meine Frau.«

»Das werde ich wohl müssen«, erwiderte Recha. »Zumindest wenn du deine Laufbahn nicht mit einem Skandal beginnen willst. Ich bekomme ein Kind, Willi. Falls deine Godelieve also nicht mit einem Ballonbauch herumlaufen soll, fängst du mit den Dreharbeiten besser gleich nächste Woche an.«

Teil Eins

Berlin, Februar 1928

*Es ist eine Einsamkeit, umflossen
von den Strömen des städtischen Gases,
des elektrischen Stromes, für alle gemacht,
einer Zentralheizung, eines Zentralessens, einer Zentralzeitung ...
aber ein kleiner Fleck ist noch da,
auf dem sind wir allein.*

Kurt Tucholsky: »Es ist«, 1928

1

Zu den Frauen, die darauf brannten, jede Rotznase ihrer Kinder persönlich sauber zu wischen, gehörte sie nicht. Als sie von der Schwangerschaft überrascht worden war, hatte sie zum Vater des Kindes gesagt: »Du wirst dir ein Kindermädchen leisten müssen. Oder du gibst deinen Beruf auf und beschäftigst dich fortan ganztägig mit dem Stuhlgang, der Nahrungsaufnahme und der geistigen Erbauung deines Nachwuchses.«

Er hatte sich für das Dienstmädchen entschieden, denn sie waren beide ehrgeizig, rastlos, getrieben – er mit seiner frisch gegründeten Zeitung, sie mit ihrer hart erkämpften Zulassung bei Gericht. Das Dienstmädchen hieß Luise und zog in die chaotische Riesenwohnung, die Quintus einem Verwandten aus den Rippen geleierte hatte, mit ein. Von den vielen Zimmern mit den hohen Decken war sie hell auf begeistert: »Donner und Doria. Da können Sie sich ja gleich fünf Kinder anschaffen.«

»Eher schließe ich mich einem tibetanischen Mönchsorden an«, hatte Felice sie beschieden.

An diese Aussage erinnerte Quintus sie gelegentlich, wenn sie mit allen fünf loszog. So wie heute, wo sie sich einen halben Tag hatte freinehmen müssen, um zum *Schuhhaus Salamander* zu tigern, weil natürlich wieder einmal alle fünf nur Wochen, ehe der Winter zu Ende war, aus ihren Winterschuhen herausgewachsen waren. »Bringst du sie alle wieder, oder gibst du sie im evangelischen Kinderheim ab und machst dich auf den

Weg in deinen tibetanischen Mönchsorden?«, hatte er sie an der Wohnungstür gefragt.

»Ich frage beim evangelischen Kinderheim nach, ob sie auch ausgewachsene Männer nehmen, die sich kindisch betragen.«

»Ich bin katholisch!« Er hatte gelacht, sie geküsst und ihr zugeraut, dass er sie heute Abend alle zusammen wieder bei sich zu Hause haben wolle, dass er sich darauf freue, »obwohl es ab und an mit dir alleine auch nett wäre. Ohne die kleinen Geister würde unserer Spukvilla etwas fehlen.«

»Und das nächste Mal gehst du mit den Geistern Schuhe kaufen?«

»I wo. Ich schicke Luise!«, rief er vergnügt und war schon aus der Tür.

Felice hätte ebenfalls Luise schicken können. Warum sie es nicht tat, konnte sie nicht einmal sich selbst ganz leicht erklären. So wenig sie sich gewünscht hatte, eines Tages als Mutter von fünf Kindern dazustehen, so sehr hatten ihre Gefühle sie nach Annettes Geburt überrollt. Sie warf dem kleinen Mädchen, das inzwischen neun Jahre alt war und wie üblich im Gehen vor sich hinsang, einen Blick zu und wunderte sich einmal mehr, dass diese Riesenwoge Liebe, in die sie damals ahnungslos gestürzt war, sich nicht abnutzte, dass sie noch immer bisweilen unverhofft hervorbrach wie am ersten Tag.

Annette würde rote Mary-Jane-Schuhe mit einer Spange haben wollen, die nicht richtig warm hielten und ihr ausgedet werden mussten. Luise war dazu in der Lage, es war ihr Beruf, doch das kleine Mädchen würde ihr dabei nicht leidtun. Statt ihr zum Trost eine Tüte Brausepulver und die weltfesteste Umarmung anzubieten, würde Luise ihr erklären, dass sie dankbar sein müsste, weil sie keins von den armen Kindern war, sondern eins, dem seine Eltern warme Schuhe kaufen konnten.

Es gab Dinge, die konnte kein Mensch erledigen, der für die Betreuung der Kinder bezahlt wurde, sondern nur einer, der

sie mit einer Art von Wahnsinn liebte und Wahnsinniges getan hätte, um sie vor Schmerz zu beschützen.

Nur eines von ihnen – das jüngste – hatte Felice sich gewünscht. Die anderen waren in ihr Leben geschneit, ehe sie ihre Tür davor hätte verrammeln können. Als sie Annette bekommen hatten, weil sie und Quintus trotz aller akademischen Studien zu dumm gewesen waren, ein Kondom zu benutzen, waren Lisette und Jenny schon dagewesen. Zwar hatten sie angenommen, dass die beiden nur vorübergehend bei ihnen leben würden, aber seither hatte Felice sich des Öfteren gefragt, wie sie sich das vorgestellt hatten.

Sollte man ein Kind wie ein geliehenes Buch wieder abgeben, nachdem man es zwei Jahre lang Tag und Nacht um sich gehabt und es die Wohnung als sein Zuhause angenommen hatte? Sollte sie Lisette fortschicken, die so verletzlich war, dass sie sich rund um ihre Zartheit ein Polster anfressen musste und damit nur noch mehr verletzt wurde? Oder die bestürzend kluge Jenny fortgeben, die den schnellzüngigen Quintus Vater nannte und seiner Schlagfertigkeit als Einzige Paroli bot?

Sie hatten sich gar nichts vorgestellt, weil sie über Kinder nichts gewusst hatten. Lisette und Jenny waren die Töchter von Felices Schwester Ille, die in den letzten Kriegstagen zusammen mit ihrem Geliebten ihren brutalen Ehemann erschlagen hatte. Weil das Gericht das Martyrium, das Ille hinter sich gehabt hatte, als mildernden Umstand gewertet hatte, war sie lediglich zu einer Gefängnisstrafe von zwei Jahren verurteilt worden. Als sie die Strafe jedoch abgesessen hatte, war sie nicht mehr die Ille gewesen, die Felice gekannt hatte. Aus dem verträumten, ein wenig einfältigen, aber durch und durch liebevollen Mädchen war eine müde, verbitterte Frau ohne jeden Antrieb geworden. Sie ließ sich gehen, war am glücklichsten, wenn sie bei Felice und Quintus im Bett liegen konnte und sich um nichts zu kümmern brauchte. Sie scherte sich nicht darum, wer sie in ihrem schlam-

pigen Aufzug zu sehen bekam, und war keinesfalls in der Lage, für zwei verstörte kleine Mädchen zu sorgen.

So waren Lisette und Jenny bei Felice und Quintus geblieben. Sie hatten sich darum bemüht, Ille einen Weg zurück ins Leben zu ebnen. Nicht weit vom Savignyplatz und ihrer eigenen Wohnung entfernt hatten sie ihr ein Zimmer gemietet. Sie hatten sie an der Lette-Schule für Kurse in Maschineschreiben und Stenografie eingeschrieben, und trotz ihres kaum vorhandenen Lerneifers hatte Quintus sie anschließend für die Redaktion seiner Zeitung eingestellt. Ihre Tür stand Ille jederzeit offen, auch wenn es Tage gab, an denen sie alle Kinder einpackten und zum Essen ins *Babylon* flüchteten, um den ersehnten Familienfeierabend nicht in Illes belastender Gesellschaft zu verbringen.

Das war feige. Es war auch grausam. Einst, als Studentin, hätte Felices Rechtsbewusstsein sich mit jeder Faser dagegen gestäubt und von ihr verlangt, dass sie ihr Leben aufrecht und aufrichtig anging. Nur hatte sie damals eben noch keine Ahnung von Kindern gehabt, von zwei kleinen Mädchen, die sich für ihre Mutter schämten und nach jedem von Illes Besuchen schlecht schliefen, weil sie fürchteten, die fremde, verwahrloste Mutter reiße sie aus ihrem Zuhause.

Es waren die Jahre der Inflation gewesen, eine Zeit, in der die meisten Menschen vor Furcht schlecht schliefen. Auch Felice und Quintus hatten an manchem Abend nicht gewusst, ob ihr Geld am Morgen noch genug Kaufkraft besitzen würde, um die Familie satt zu bekommen, und waren vom Kämpfen oft so erschöpft gewesen, dass sie am Esstisch einschliefen. Aber Felice und Quintus hatten ein Dach über dem Kopf, ein gesichertes Einkommen und vor allem das Glück ihres gemeinsamen Lebens, das Geldsorgen zweitrangig und Besitz entbehrlich machte. Quintus' Kamera, das von seinen Eltern zur Hochzeit kredenzte Tafelsilber und Felices drei, vier Stücke Schmuck ver-

wandelten sich in Wintermäntel für die Mädchen und Fleischkonserven, aus denen Luise einen Hackbraten zubereitete. Sie streckten sich nach der Decke, wurden findig und kamen durch. Andere dagegen verloren den Halt und stürzten zu tief, um sich wieder zu fangen.

Cäcilie, Quintus' jüngste Schwester, hatte 1918 überstürzt einen Kriegsgewinnler namens Heidenreich geheiratet, eine Tochter bekommen und ein Haus am Schlachtensee bezogen, das einem feudalen Anwesen glich. Felice waren die Leute ein Graus. Waren sie dort eingeladen, schickte sie Quintus allein hin. »Um ihr Heer von Dienstboten tanzen zu lassen und mit Diamanten zu klappern, wird deine Schwester sich ja wohl mit einem von uns begnügen können.«

So war Quintus auch zu jener Abendeinladung allein gefahren, bei der er keine anderen Gäste vorgefunden hatte. Dienstboten ebenso wenig. Nur seine kleine Schwester und ihren Mann, die mit Kugeln in den Köpfen unter dem Baldachin ihres Himmelbetts lagen. Das Gehirn seines Schwagers, der jeden im Krieg gewonnenen Pfennig doppelt und dreifach verloren hatte, war über den burgunderroten Samt der Tapete gespritzt. Sylvia, die Tochter der beiden, die im selben Alter wie Annette war, saß in der Kinderstube in ihrem Schaukelpferd, schaukelte unablässig vor und zurück und gab dabei einen summenden Ton von sich.

Quintus hatte sie ohne Federlesens eingepackt und mit nach Hause genommen. Er war Kriegsreporter gewesen, hatte in den aufgesprengten Katakomben der belgischen Stadt Ypern gelegen und Fotos geschossen, während die Stadt in Flammen aufging, doch an diesem Tag fand er keine Worte und kam Felice in seinen Grundfesten erschüttert vor.

Quintus war ein erwachsener Mann, und sie liebte ihn dafür, dass er sich am Riemen riss. Die kleine Sylvia jedoch war erst vier Jahre alt, und kein Mensch wusste, was sie miterlebt hatte,

denn sie sprach nicht, summtete nur den immer gleichen Ton vor sich hin. Abend für Abend tauchte Quintus mit einem Bettlaken als Gespenst ausstaffiert in ihrer Zimmertür auf, weil es das Einzige war, was sie einen Augenblick lang zum Lachen brachte. Als sie nach Wochen endlich begann, ein wenig Zutrauen zu fassen, und sich wie an eine Schwester an Lisette hängte, tauchten Heidenreichs Verwandte auf, um sie mitzunehmen. Felice aber war nicht umsonst eine Anwältin, von der die Richter sich zutuschelten, sie hätte Haare auf den Zähnen. Die Drohgebärde genügte. Sylvia blieb bei den Quirins. Ihre Wohnung hatten sie inzwischen »Spukvilla« getauft.

Im November 1923 wurde das völlig entwertete Geld vorübergehend durch das Konstrukt der Rentenmark ersetzt, und die Wirtschaft der Republik glich einem Automobil mit blockiertem Anlasser: Die Blockade löste sich, und das Auto schoss mit einem mächtigen Satz voran. An der Ruhr wurde der Kampf mit den Franzosen beigelegt, amerikanische Banken sprangen mit Krediten in die Bresche, und das schon aufgegebene Fahrzeug, die totgesagte Republik, rollte mit schnurrendem Motor bergauf. Sylvia begann zu sprechen, erst nur mit Lisette, dann über Lisette als Sprachrohr und schließlich Wort für Wort mit den anderen.

Die Krise war überstanden, die Untiefe durchschwommen, und als sie am anderen Ufer mit den Köpfen aus dem Wasser tauchten, sagte Felice zu Quintus: »Ich will noch ein Kind.«

Er zog die Brauen in die Stirn. »Um ehrlich zu sein, war das der letzte Wunsch, den ich von dir erwartet hätte. Ein tibetischer Bettelmönch als Untermieter hätte mich weniger überrascht.«

Überrascht war Felice selbst. Ehe ihr die Worte aus dem Mund gesprudelt waren, hatte ihr Kopf sie nicht vorgeformt und überdacht. Es war verrückt. Sie waren gerade erst aus dem Größten heraus. Aber der Wunsch hatte für die Plädoyers der

Vernunft taube Ohren und erwies sich als hartleibig. »Noch ein letztes. Zum Genießen.«

Anton.

Er ging an ihrer Hand, hüpfte, stolperte und plapperte in einem fort. Mit ernsthaft gefurchter Stirn berichtete er, wer gestern unter der Kastanie im Hinterhof im Sandkasten gesessen hatte, wer mit welcher Schaufel gespielt und was für eine Sandburg sie gebaut hatten, was Lene aus dem Parterre zu Gustav von der Galerie gesagt hatte, warum Hans-Peter vom Schreibwarenladen ihr darauf eine Buddelform an den Kopf geworfen hatte und was er selbst unternommen hatte, um den Streit zwischen seinen Freunden zu schlichten. »Es war nicht richtig von der Lene, dass sie zu Gustav gesagt hat, der Hans-Peter hat nur Stroh in Tüten im Kopf. Aber dass der Hans-Peter gleich mit der Form geschmissen hat, das war ja wohl übertrieben.«

Felice lachte. »Du bist der geborene Jurist, mein Schatz.«

Groß- und grünäugig sah Anton zu ihr auf. »Ich will aber Bäcker werden. So wie der Vater von Ernie. Dann kann ich mir das Weiße aus den Schrippen pulen und keiner darf mich schimpfen.«

Werde, was du willst, dachte Felice, pule dir aus deinen Schrippen, was dir schmeckt, und bleib immer so glücklich wie jetzt.

Ein Kind den anderen gegenüber zu bevorzugen, hätte Felices Gerechtigkeitssinn nicht gestattet. Daran, dass Anton ihrem Herzen näher war, als es jemals ein anderer Mensch gewesen war, ließ sich jedoch nicht rütteln. Mit seinem Interesse an juristischen Fragen hatte das nichts zu tun. Hätte Felice eins der Kinder als Nachfolger für ihre Kanzlei auswählen müssen, so wäre es Jenny gewesen, deren Hirn ihr vorkam wie eine Klinge, die vor Schärfe blitzte. Anton hob sich aus der Schar heraus, weil er glücklich machte. Weil es ihn auf Rezept hätte geben müssen: *Eine Dosis Anton auf nüchternen Magen, wenn Sie sich bedrückt fühlen oder an der Welt verzweifeln.* Er war im Glück geboren

worden, im Frieden und in einem Land, das sich allmählich selbst fand, seinen Weg aus der wirtschaftlichen Misere, seinen Platz in der Gemeinschaft der Völker.

Anton war ein Glückskind, berstend vor Lebensfreude. Er spielte von morgens bis abends, war ständig in einem Pulk kleiner Freunde unterwegs und in seiner Welt zu Hause.

»Was für Schuhe wünschst du dir?«, fragte ihn Felice, weil sie hörte, wie die Mädchen hinter ihr über die Vorzüge von Stiefelletten, Halbschuhen und roten Mary Janes stritten.

»Welche, mit denen ich fliegen kann«, antwortete Anton.

»Ich bin keine Expertin für Luftfahrttechnik«, sagte Felice. »Aber ich glaube, mit Schuhen kann man überhaupt nicht fliegen.«

»Klar kann man«, widersprach Anton. »Im Zeppelin schon.« Seit Quintus ihn für eine Reportage mit nach Friedrichshafen auf die Luftschiffwerft genommen hatte, war Anton verrückt nach Zeppelin.

»Aber im Zeppelin wäre es doch egal, welche Schuhe du trägst.«

»Ist ja auch egal«, rief Anton. »Mami, können wir im Zeppelin fliegen? Ich brauch' dann auch keine Schuhe mehr, die alten halten noch, wir können vorne doch ein Loch reinschneiden.«

Sie hatten die Salamander-Filiale erreicht. Felice schob die Tür auf, und Annette, Lise und Sylvia stürmten an ihr vorbei. Jenny, die sich für Schuhe so wenig begeistern konnte wie Anton, blieb unschlüssig stehen. »Warum trage ich nicht Lises Paar auf?«, fragte sie. »Es ist eine solche Verschwendung. Mädchen aus meiner Klasse müssen hungrig bei Tisch sitzen, weil die Regierung nichts für die Schulspeisung ausgibt, und wir schmeißen Geld für Schuhe aus dem Fenster.«

An die hungernden Mitschülerinnen verschenkte Jenny regelmäßig ihr Essen. Sie war dünn wie ein Strich und brachte das Thema beständig an den Abendbrottisch: »Mir schmeckt kein

Essen, wenn Tine nichts hat, aber eigentlich mache ich es damit schlimmer. Arme Leute sollten keine Almosen nötig haben, und wenn wir ihnen welche geben, braucht die Regierung erst recht nichts zu tun.«

Was die Schuhe betraf, so fragte Felice sich selbst manchmal, warum bei ihren Kindern scheinbar nichts, aus dem die älteren herauswuchsen, den jüngeren passte. Dass Jenny mit ihren zierlichen Füßen in den ausgelatschten Tretern ihrer viel schwereren Schwester ging, war jedenfalls ausgeschlossen. »Geld für Schuhe ist nicht zum Fenster herausgeschmissen«, entschied Felice rigoros. »Und es wird auch nicht in die deutsche Luftschiffahrt investiert, sondern bleibt seinem ursprünglichen Zweck erhalten: euch mit warmen Füßen durch den Winter zu bringen. Und jetzt rein mit euch, bevor eure Schwestern die Regale plündern.«

Eine Verkäuferin mit dem Salamander-Emblem am Kittel stöckelte ihnen auf hochhackigen Pumps entgegen. »Frau Quirin, wie nett, dass Sie uns wieder einmal beehren. Und die Kinderchen werden ja auch immer größer.« Sie wollte Jenny über den Kopf streicheln, aber die duckte sich rechtzeitig weg.

»Das haben Lebewesen bis zu einer gewissen Altersgrenze so an sich«, sagte Felice und schaute aus dem Fenster. Im nächsten Augenblick war sie abgelenkt. Am Zeitungskiosk, keine zehn Schritte vom Geschäft entfernt, entdeckte sie ihre Schwägerin Recha. Hastig wandte sie sich noch einmal an die Verkäuferin: »Wir brauchen Winterschuhe für alle, festes Leder, gut zu schnüren, genau wie das letzte Mal. Könnten Sie schon einmal jedem ein Paar zum Anprobieren geben? Mich entschuldigen Sie einen Moment. Ich bin sofort zurück.«

»Aber gerne doch«, flötete die Verkäuferin, aber Felice stürmte bereits aus der Tür.

Mit solchen Kiosken kannte Felice sich aus. Nicht umsonst war sie die Frau eines Zeitungsverlegers. Vorne hingen Illustrierte und Boulevardblätter, auf deren Titelseiten Bilder vom

Staatsbesuch Amanullah Khans, des Königs von Afghanistan, prangten. Bis vor Kurzem dürfte ein substanzieller Teil der Berliner nicht gewusst haben, dass ein Staat namens Afghanistan überhaupt existierte, doch da der König das erste gekrönte Haupt gewesen war, das Deutschland nach dem Krieg mit einem Besuch beehrte, war sein Reich jetzt in aller Munde. Links an der Seite wurden die meist abonnierten seriösen Tageszeitungen feilgeboten, darunter Quintus' *Morgenrot*, die sich auf dem Titel der Debatte um den Kriegsschiffbau widmete. Auf der Rechten reihten sich Fachzeitschriften und Blätter der Parteien, und am hinteren Rand schließlich hing, was der Kioskinhaber nicht gern offen zur Schau stellte.

Dort stand Recha.

Felices Schwägerin war Schauspielerin und Berlins schönste Frau. Die blasse Februarsonne, die sich ihren Weg durch die Wolken bahnte, brachte ihre rötliche Haarfülle zum Leuchten; ihre Gestalt, um die sich ein weicher Garçonne-Mantel schmiegte, schien nicht zum Gehen, sondern nur zum Tanzen geschaffen zu sein, und die Lieblichkeit ihrer Gesichtszüge würde jedem Angriff des Alters standhalten. War man mit Recha unterwegs, war man besser darauf gefasst, dass man auf Schritt und Schritt von Anbetern angehalten wurde:

»Sie sind Recha Süßapfel, nicht wahr? Würden Sie mir ein Autogramm geben? Ich wäre der glücklichste Mann der Stadt.«

»Ich habe jeden Ihrer Filme gesehen, aber in *Wipers* waren Sie gottbegnadet.«

»Großer Gott, Sie sind ja in Lebensgröße noch schöner als im Kino!«

Drängte sich Recha an den äußersten Rand, damit sie unbehelligt ein paar Schlagzeilen studieren konnte? Tatsächlich eilten Passanten vorbei und schienen die Leinwandgöttin nicht zu bemerken. Eine Handvoll Demonstranten mit Wahlkampfplakaten gegen Aufrüstung – »Kinderspeisung statt Panzerkreuzer« –

marschierte strammen Schrittes die Straße hinunter. Immerhin drehte sich der Letzte, ein Hänfling von höchstens sechzehn, im Gehen um und glotzte Recha so intensiv an, dass er um ein Haar gestolpert wäre.

Felice trat zu ihr: »Guten Morgen, Schwägerin.«

Recha zuckte zusammen und hängte das Blatt, das sie zu sich herangezogen hatte, hastig wieder ein. »Felice. Schön, dich zu sehen.« Es klang lahm, und Felice kam ihre Gesichtsfarbe fahl vor. Das war im Februar nicht weiter verwunderlich, aber Recha schien zu jeder Jahreszeit wie ein Pfirsich zu schimmern.

»Wir haben gestern im *Prinzeß* deinen Film gesehen«, sagte Felice. »*Pfauenthron*. Willi hatte gesagt, ihr würdet auch dort sein, aber euch ist wohl etwas dazwischengekommen.«

»Ja, ja«, murmelte Recha in Gedanken. »Wir wollten kommen, aber Willi hatte spät noch jemandem zum Vorsprechen da, und ich war nach dem Drehtag einfach zu müde. Es tut mir leid.«

»Muss es nicht. Auch wenn es schön wäre, euch wieder einmal zu sehen. Habt ihr Lust, nächste Woche zum Essen zu kommen? Ein Fest für Gourmets wird's wie üblich nicht werden, aber Luise kann uns ein paar Kanapees machen, oder wir bestellen uns etwas aus dem *Babylon*.« Felice und Quintus hatten zu viel Arbeit, um sich in die Geheimnisse der Kochkunst zu vertiefen, und zu viele Kinder, um sich eine Köchin zu leisten. Aber sie hatten gern Gäste, ein Lieblingsrestaurant, das ins Haus lieferte, und ein Kindermädchen, das sich für ein paar Mark extra in die Küche stellte. Zudem verfügte Quintus über einen erlesenen Weingeschmack. Mit Recha und Willi, Felices Bruder, hatten sie unzählige feucht-fröhliche Abende in ihrem zusammengewürfelten Salon genossen, und jetzt fiel Felice auf, dass solche Gelegenheiten in letzter Zeit viel zu selten geworden waren.

Während sie sprach, schielte sie nach der Zeitung, die Recha zurückgehängt hatte. *Der Stürmer*. Ein rechtes Hetzblatt

aus Nürnberg, das seine Daseinsberechtigung einzig darin sah, Menschen jüdischer Herkunft durch widerliche Schmähschriften und Karikaturen zu diffamieren. So gut wie alle dieser Diffamierungen waren sexueller Natur. Felice hatte kürzlich die Klage eines beliebten Damenschneiders vertreten, dem *Der Stürmer* vorgeworfen hatte, arische Modelle auf perverse Art zu missbrauchen. Sie hatte sich Quintus' gesammelte Erfahrung im Presserecht zunutze gemacht und den Prozess für ihren Klienten gewonnen, aber Julius Streicher, der Herausgeber des Hetzblattes, war mit einem lachhaften Bußgeld davongekommen, und den ruinierten Ruf des Schneiders würde kein Mensch wiederherstellen können.

»Das ist sehr nett.« Wiederum klang Rechas Stimme ungewohnt lahm. »Ich spreche mit Willi. Allerdings fürchte ich, dass er im Moment schwerlich Zeit erübrigen kann. Bei der UFA ist es einfach nicht wie bei Oswald. Wer sich da behaupten will, muss ständig Präsenz zeigen, und seit Hugenberg die Zügel in der Hand hält, sind wir besser auf der Hut.«

»Recha«, fiel Felice ihr ins Wort, »ich vermisse euch. Wir sind auch müde und wissen meistens nicht, wo uns der Kopf steht, wo meine Prozessakten und Quintus' Druckfahnen liegen, welches Kind am nächsten Morgen zur Impfung muss und welches in der Schule eine Prüfung hat. Aber für unsere Freunde muss trotzdem Zeit sein. Die halten uns über Wasser. Ihr gehört dazu, Recha. Ihr ganz besonders.«

Recha blickte auf. »Ich vermisse euch auch, Felice.« Auf einmal war in ihrer Stimme keine Lahmheit mehr, sondern etwas, das beinahe klang wie Verzweiflung. »Ich kann mir wenig Schöneres vorstellen, als zwischen Erstaussgaben und Holzbauklötzen bei euch auf dem Sofa zu sitzen und mich mit Quintus' Wein volllaufen zu lassen. Ich rede mit Willi. Wirklich. Ich glaube nur nicht, dass er es im Augenblick einrichten kann.«

Felice packte sie an den Schultern. »Ich nehme dich auch ohne

Willi«, sagte sie. »Meine Horde ist da drinnen bei Salamander und treibt Schuhverkäuferinnen in den Wahnsinn. Wenn wir das lebend überstehen, werden wir schleunigst ins nächste Aschinger wanken und uns Erbsen mit Brühwurst einschaufeln müssen. Zumindest die Jugend. Wir Alten könnten uns mit schlecht gekühltem Riesling zu Salzbrezeln begnügen, was hältst du davon?«

Rechas Blick wanderte hinüber zum Schaufenster des Schuhgeschäfts. Felices Blick folgte und erkannte Sylvia und Annette, die sich um einen Schuhkarton balgten.

»Ich glaube, das schaffe ich nicht«, sagte Recha. »Sei mir nicht böse.«

Felice begriff und kam sich wie eine taktlose Idiotin vor. »Vergiss es. War eine blöde Idee. Dann eben, wenn bei euch wieder ein bisschen Land in Sicht ist, einverstanden?«

Recha nickte. »Grüß Quintus und die Kinder.«

Felice wollte gehen und die Verkäuferin erlösen, entschied sich jedoch anders. »Warum liest du den *Stürmer*, Recha?«

»Ach. Nur so.« Die abwehrende Geste verunglückte. »In den Tagen nach einer Filmpremiere lese ich alles, was ich an Kritiken erwischen kann.«

»Dass der *Stürmer* Filmkritiken schreibt, ist mir neu. Meines Wissens schreibt er überhaupt nichts anderes als widerliche Hetze.«

Recha blickte zu Boden. Über ihren Kopf hinweg hangelte Felice nach der Zeitschrift. Um den fraglichen Artikel zu finden, brauchte sie nur die Titelseite umzuschlagen. *Schändlicher Angriff auf gesundes Volksempfinden*, lautete die Schlagzeile. Darunter sprang ihr Rechas Gesicht entgegen, halb verborgen unter einem zarten Schleier, wie Felice es gestern im Kino gesehen hatte. Recha spielte Suleika, die Geliebte des grausamen Perserherrschers Nader Schah. Recha war die schönste Frau Berlins, sie war noch mit einer Erkältung und einem höllischen Kater schön, und es verblüffte Felice, dass es dem Bildredakteur ge-

lungen war, sie hässlich zu machen. Tatsächlich hatte er das herausgearbeitet, was an ihrem Gesicht *fremd* wirkte: dunkle Augen, starke Brauen, die scharf geschnittene Nase. Was er geschrieben hatte, war nicht besser:

In der Rolle der Lustsklavin spielt die Jüdin Süßapfel ihre semitische Triebhaftigkeit schamlos aus. Dass ihre Filmfigur kein Kind bekommt, nimmt nicht Wunder. So viel zügellose, lasterhafte Gier ist auf Verführen und Verderben aus, nicht auf mütterliches Empfangen und Nähren. Egal, wie viel Fleisch die Süßapfel zeigt, ihr Spiel bleibt seelenlos. Um die zartfühlende, gekonnte Darstellung von Gernot Bieler, die in solcher Gesellschaft nicht zur Geltung kommen kann, tut es dem Verfasser in der Seele weh. Auch die Jüdin Süßapfel ist im Übrigen kinderlos.

Felice stieß die Zeitung zu Boden. »Bist du nicht richtig im Kopf? Warum tust du dir den Schund an?«

Recha zuckte mit den Schultern. Als der Inhaber sich aus seinem Kiosk reckte, um die Zerstörung der Zeitung zu beklagen, hielt Recha ihm wortlos zwei Münzen hin. »Ich habe dir doch erklärt, ich lese alle Kritiken«, sagte sie zu Felice. »Willi versucht, sie von mir fernzuhalten, aber er liest sie selbst. Außerdem sieht er sich die Besucherzahlen an. Falls du es wissen willst: Sie waren alle schlecht. Kritiken wie Zahlen. Und was ist mit dir?«

»Was soll mit mir sein?«

»Wie hat dir der Film gefallen?«

Felice biss sich auf die Lippen. »Ich verstehe nichts davon«, sagte sie schließlich.

»Genug davon verstehen, um einen trivialen, schlechten Film trivial und schlecht zu nennen, wirst du ja wohl«, warf Recha ihr hin. »Ich bin kein Pfau, sondern ein sterbender Schwan. Und dass Schwäne nicht singen können, macht nichts besser.«

»Und was soll das schon wieder heißen?«

»Nichts«, sagte Recha. »Es tut mir leid, ich habe einen schlechten Tag erwischt. Lasst es euch gut gehen. Wir melden uns, wenn wir wieder mehr Luft haben.«

»*Nacht über Sankt Pauli*, Szene einundzwanzig, die dreizehnte!«, drang Willis Stimme durch die Weite der Großen Halle, des größten Filmateliers Europas, das mit seinen über fünftausend Quadratmetern Fläche vor zwei Jahren für den Film *Metropolis* gebaut worden war. Dass seine Nerven kurz vorm Zerreißen waren, ließ sich nicht überhören. Mit einem Stab, wie ein Dirigent ihn benutzte, schlug er auf das Regiepult. »Beleuchtung an, Kamera ab!«

Zum dreizehnten Mal begannen Recha und ihr Filmpartner ihren Weg durch die düstere, von huschenden Schatten durchtanzte Gasse. Was sie miteinander sprachen, oder besser: was ihre Filmfiguren miteinander sprachen, würden die Zuschauer nicht zu hören bekommen, weshalb sie überhaupt nicht sprachen, sondern stimmlos einstudierte Mundbewegungen vollführten.

Der Dialog, der im Drehbuch stand, die melodramatischen Schwüre und Verzweiflungsausbrüche, würden – auf das Notwendigste beschränkt – auf Tafeln zwischen die Szenen geschaltet werden.

»Bilder müssen für sich sprechen«, hatte Wolfgang gesagt. »Tun sie's nicht, braucht man ihnen auch keine Pappschilder in den Mund zu legen.«

Pappschilder. Daraus bestand Rechas Leben. Statt in den Norden zu fahren und den Film über die Liebesabenteuer einer »Hamburger Deern« vor Ort abzdrehen, hatte man einfach ein kleines Sankt Pauli aus Pappmaschee in die Halle des Babelsber-

ger Filmstudios gebaut. Dass in ein paar Schritten Entfernung das Meer rauschte, mussten die Darsteller sich denken. Für die Zuschauer würde später eine Aufnahme des Wannsees bei bewegtem Wellengang eingeschnitten werden, und die Illusion war perfekt.

Sachte stieß Gernot ihr den Ellenbogen in die Seite. Recha fuhr zusammen. Sie hatte den Moment verpasst, in dem sie ihn entrüstet von sich stoßen und die Gasse hinunter zum Pier hätte laufen sollen.

»Aus!«, schrie Willi. »Kamera, Licht, alles aus! Wir machen Schluss. Das wird heute nichts mehr. 1919 haben uns die Spartakus-Horden den Weg ins Studio versperrt, und von den Barrikaden sind uns Steine um die Ohren geflogen. Aber selbst das war um Etliches besser als der Krampf, den ich mir heute bieten lassen musste.«

Die kleinen Scheinwerfer, die Lichtkegel wie von Laternen in die Gasse geworfen hatten, verloschen. Gleich darauf folgten die Fluter, die den Bildhintergrund ausgeleuchtet hatten, und übrig blieb nur die Stehlampe neben dem Regiepult, deren Schein die Kulissen in Zwielicht tauchte. Der gesamte Rest der Halle lag im Finstern.

»Na los, verzieht euch!«, blaffte Willi. »Gunter, mit dir hätte ich gern kurz gesprochen. Etwas an der Führung der Spotlampe gefällt mir nicht, und beim linken Weichstrahler ist die Reflektion nicht richtig.«

Der Beleuchter, der auf der obersten Plattform eines Gerüstes und somit knapp unter der 14 Meter hohen Hallendecke hockte, erhob sich und stieg gemächlich die Metallstreben der Leiter herunter.

»Geht es ein bisschen schneller?«, herrschte Willi ihn an. »Ich hatte eigentlich geplant, vor Weihnachten fertig zu sein, und außerdem kommen noch Leute zum Vorsprechen.«

Gunter war eine Legende. Ein Überbleibsel aus dem Wolf-

gang-Stab, der ebenfalls eine Legende war. Dass ihn jemand anders behandelte als mit äußerstem Respekt, hatte Recha nie erlebt. Der Beleuchter aber ließ sich keine Verstörung anmerken. Er hob nur kurz die Brauen, dann setzte er seinen Abstieg fort.

Recha stand noch immer reglos in der Kulissee. »Na, komm schon«, sagte Gernot. »Gehen wir uns umziehen. Die anderen haben längst gemacht, dass sie hier wegkommen. Deinem ungnädigen Herrn Gemahl bietet sich heute keiner freiwillig als Zielscheibe an.«

Dankbar nahm Recha seinen Arm, und nebeneinander verließen sie die Halle. Vor ihnen erstreckte sich das Gelände der UFA, das so sehr einen eigenen, sich selbst genügenden Kosmos bildete, dass es sich UFA-Filmstadt nannte. Es war dunkel, bis auf die Lichter, die aus den Fenstern der verschiedenen Gebäude flackerten. Der Boden war überfrozen. Beim Auftreten knackte das dünne Eis.

»Weshalb staucht er eigentlich euch zusammen?«, fragte Recha. »Schließlich liegt klar auf der Hand, dass ich diejenige bin, die den Drehtag versaut hat.«

Gernot fing sie, ehe sie auf dem glatten Boden ausglitt. »Ganz so sehe ich das nicht«, erwiderte er. »Ja, du hast zum Schluss zwei Einsätze verpatzt, wie es nicht deine Art ist, und vielleicht solltest du demnächst mal über Urlaub nachdenken. Aber das ändert nichts daran, dass Willi dich den ganzen Tag falsch geführt und damit konfus gemacht hat. Er wusste selbst nicht, was er wollte, hat ziellos herumprobiert, und das ist nicht deine Schuld.«

Erstaunt blickte sie auf. Sie selbst hatte bereits am Vormittag das Gefühl gehabt, dass sie Willi nichts recht machen konnte, dass er sie von einem Ende zum anderen schickte, bis sie nicht mehr wusste, wo ihr der Kopf stand. Aber Willi war ein erfahrener Regisseur und hatte schon als Anfänger mit einer Treffsicherheit, die Wolfgang schlafwandlerisch genannt hatte, Schauspieler geführt. Also war Recha zu dem Schluss gekommen, dass sie

sich etwas einbildete. Sie war müde und unkonzentriert, fand nicht in die Rolle und schob Willi die Schuld daran zu. Jetzt aber hatte Gernot offenbar dasselbe bemerkt.

»Bist du dir sicher?«, fragte sie. »Willi hat sich intensiv mit dem Stoff beschäftigt, er ist sehr überzeugt davon, seiner Meinung nach könnte ...«

»Mädel«, unterbrach sie Gernot. »Du brauchst etwas zu trinken. Und zwar etwas Starkes. Na los, gehen wir.« Er wies auf das pavillonartige Gebäude, das die Kantine für die Beschäftigten des Filmstudios Babelsberg beherbergte. »Über das, was Willi meint und was wir vielleicht anders meinen, unterhalten wir uns lieber gemütlicher als hier in der Affenkälte.«

»Ohne uns umzuziehen?«

»Trinken können wir auch als Manfred und Greta«, erwiderte Gernot und zog sie in Richtung des Pavillons.

Drinne herrschten Lärm und Licht, die immer guttaten, wenn man sich im Nebel verloren fühlte. Der Raum enthielt nur Tische, Stühle und einen Tresen, als einziger Schmuck waren Standfotos aus unzähligen Filmen an die holzverkleideten Wände gepinnt. Rauchschwaden waberten über den Köpfen, und um die Tische drängten sich Gruppen, die durcheinanderredeten, tranken und lachten. Recha und Gernot wurden lauthals begrüßt, aber Gernot wehrte den Ansturm ab, machte klar, dass sie ein paar ruhige Momente brauchten.

Der Mann, der die Kantine betrieb, hieß Saschi, sah aus wie ein Fass und war nach einem gescheiterten Versuch als Kameramann hinter dem Tresen gestrandet. Er gehörte zu der segensreichen Sorte von Menschen, die Hand anlegen, ohne sich bitten zu lassen, und noch vor einer Erklärung wissen, was zu tun ist. Ohne Umschweife schob er einen zusätzlichen Tisch in den Winkel hinter dem Tresen, stellte zwei Stühle dazu und brachte ihnen Gernots Bestellung an den Tisch, kaum dass der sie ausgesprochen hatte.